

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Kerschbaum, Hans: Sepelebauers Mäus'. Eine Kärntner Bauernschnurre

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**



## Sepelebauers Mäuf'.

Eine Kärntner Bauern-  
schnurre von  
Hans Kerschbaum.

inten im Karnberger Graben, ganz zuletzt oben am Berghang, zunächst dem Wald, dort wo der Hund begraben liegt und die Füchse sich gute Nacht sagen, saß der Sepelebauer auf seinem Hütel.

War ein armes Hausen da hinten oben im Schattenwinkel des Ulrichsberges, das sah man schon gleich an der zerlemperten Kuscheln und an den mageren Aekern und den moosverfilzten, kurzgrasigen Bergwiesen, denen zu allem sonstigen Nebel auch noch der Wald arg zusetzte.

Der Wald griff den Sepelebauer in mehrfacher Weise an und überdies mit einem Tuck\*), daß der sich seiner nicht zu erwehren vermochte. Ganz unauffällig bohrte er sein Wurzelzeug in Sepeles Grund und Boden hinein, so daß das windige Bäuerte, wenn es mit seinem mageren Deckslein den Waldleitenaeker zu pflügen hatte, so oft die Pflugchar an eine der zähen Baumwurzeln geriet, hin und her geworfen wurde, als ob es betrunken gewesen wäre.

Das war eins. Das andere, was der Wald dem Sepelebauern Zwideres antat, war das, daß er ihm den beflügeltsten Samen der Fichten und Föhren, der Buchen und Lärchen mit des Windes Hilfe weithin über Feld und Wiesen streute, was beim Mähen manchen Verdruß verursachte, weil alle Fingerlang die Sense stumpf ward vonwegen der Baumpflümlinge, so mit Saat und Gras herangewachsen.

Und solches mußte sich der Sepelebauer vom Wald ruhig gefallen lassen, denn der Wald war nicht sein, er war des Herrn Grafen Eigentum.

Und ein drittes war überdies: wenn des Sepelebauern Rüben und Kohlkraut schüchtern zu gedeihen anhuben, kamen des Herrn Grafen Mehe und Hasen, und das Bäuerte mußte dann schon seine ganze Zindigkeit aufwenden, um für sich und seine Lebens- und Leidensgefährtin, die Sepelebäuerin, von Rüben und Kohlkraut etwelches zu retten.

Jedoch ungeachtet aller Abwehrmittel und trotzdem daß der Sepelebauer zu kritischer Zeit mit seiner Frau Wache hielt, so daß abwechselnd einmal der Bauer, das andere Mal die Bäuerin als lebendige Krautscheuchen auf dem Acker standen und beim Herannahen ihrer vierbeinigen

Feinde auf einer alten Feuerpfanne eine wilde Musik machten — trotz alledem war dem Nebel nicht beizukommen.

Also mußte anderswie nachgeholfen werden. Der Sepele ging zum Jäger Bertold nach Radweg und verlangte Wildschaden. Der Jäger Bertold kriegte natürlich jedesmal, so er von Wildschaden etwas hörte, einen Gelszorn, denn er hielt ohnedies jeden G'scherten, der so nahe am Herrenwald hauste, für einen abgeseimten Wilddieb, und das verschmigte Bäuerte vom Karnberger Graben hatte er überdies im Verdacht, daß zumindest ebenso oft, als Reh' und Hasen Sepelebauers Kraut fraßen, das Bäuerte hinwiederum Reh' und Hasen zum Kraut verzehre.

Sei dem, wie ihm wolle. Entweder war der Sepelebauer ein rechtschaffener Ehrenmann und kein Wilddieb, oder er war wirklich abgeseimt; nachzuweisen war ihm nichts.

Jedoch viel schlimmer als der Wildschaden war für den Sepele das Nebel, das ihm die Mäuse verursachten. Wie oft hat er darüber nachspekuliert, woher die ungewöhnlich vielen Mäuse nur kommen mochten, die sich regelmäßig zu Winters Anfang in seiner zerlemperten Klause einquartierten und dann über Ostern hinaus in Saus und Braus auf seine Unkosten praßten, als ob er bloß der Mäuse wegen angebaut und geerntet hätte.

Bei solchem Spekulieren ist das Bäuerte allemal zu diesem Ende gekommen: der Ulrichsberg müsse hohl sein wie ein leeres Faß und in seinem Zuern müsse es nach die Hundert oder gar Tausend Mäuseneister geben. Denn — sagte sich der Sepele — wie wäre es anders möglich, daß, kaum er fünfzig in den Fallen hatte, gleich wieder hundert andere zum Vorschein kommen könnten!

Vorhanden waren die Mäuse in allen heimischen Arten, von der gefräßigen Waldmaus bis zum niedlichen Zwergmäuslein und von der fetten Großmutter bis zum spliternackten Urerkelmäuschen im Nest.

Ein Graus war's und dem Sepele stiegen darob vor Entsetzen manchmal schier die Haare zu Berge. Zu solch argen Zeiten beriet er sich ernstlich mit seiner Frau, ob sie nicht doch lieber das ganze Glump im Stich lassen sollten, bevor die Mäuse nachtschlafenderweile sie selber noch anfielen.

Und geholfen hat einmal nichts. Jede Kaze, die das Bäuerte heimgetragen und welcher vermeintlich die Sepelebauerntuscheln völlig ein Schlaraffenland hätte sein müssen, nahm flugs wieder Reißaus und ließ den Bauer in seiner Verzweiflung sitzen.

Doch als die Not am größten, war die Hilfe am nächsten!

Und das war am Palmsonntag, daß der

\*) Tüde.

Jahres Hintender Bote für 1915.

Sepelbauer mit seinem Palmbuschen nach Zweifirchen hinüberschnaufte und nebst mehrerlei frommen Gedanken auch einen unheiligen in Schilder führte, nämlich den, daß er sich heut justament beim Paulewirtin einen „Geist“ kaufen müsse, damit er auf frohere Gedanken komme, denn die Welt war ihm wieder einmal arg zum Verdruß.

Zuerst aber ist er als gerechter Christ in die Kirche gegangen, hat seinen Palmbuschen in die Ecke gestellt und sein altes, dickes Betbüchel aus der Tasche genommen und sich in eine erbauliche Andacht verfenkt. Das Drucklesen konnte der Sepel Bauer Gott sei Dank passabel; nur mit dem Schriftlesen, worunter er das Geschriebene verstand, haperte es. Geschriebenes zu lesen hat er nie erlernt und das Schreiben selbst, das ihm geradezu eine zauberische Kunst dünkte, hat er sein Lebtag nie begriffen.

Das Fertigllesen einer mehrseitigen Andacht ist ihm während des Gottesdienstes zwar auch niemals gelungen, trotz des gewaltig großen Druckes in seinem alten Betbüchel, jedoch focht ihn das nicht an; den Rest holte er am Sonntag-nachmittag daheim nach.

Verwunderlich war nur das eine, daß der Sepelbauer ungeachtet der großen Mühsal beim Lesen mit einer seltsamen Gier nach jedem Papierblatt griff, auf dem etwas Gedrucktes stand. Vielleicht freute er sich seiner geringen Kenntnis des Lesens eben deshalb, weil es ihn etwas sehr Schwieriges dünkte, das gar viele seinesgleichen überhaupt nicht konnten.

Also verrichtete das Bäuerle vom Karnberger Graben seine Andacht, ließ sich indes seinen Palmbuschen weihen und ging darnach mit der Zufriedenheit und dem guten Gewissen des Gerechten zum Paulewirtin, um vor dem Heimweg in den stillen Bergwinkel hinein ein Gläschen zu trinken.

Und beim Paulewirtin lag auf dem Tisch, an dem der Sepelbauer sich niederließ, eine Zeitung, von welcher der Sepel nachträglich auf dem Heimweg annahm, daß die göttliche Vorsehung sie hingelegt haben müsse, denn diese Zeitung hat die Mäusefache in ein ganz neues Licht gerückt.

In diese Zeitung hat der Sepel eine hübsche Weile andächtig hineingeschaut und wiederholt mit seinem Kopf gewackelt, als ob es ihm kurios merkwürdig vorgekommen wäre, oder ob er's völlig nicht recht hätte glauben mögen, was da drinnen stand. Und es war ihm, als wäre der Waldheger-Franze, der zu diesem zweifelvollen Zeitpunkt zur Tür hereintrat, ein vom Himmel gefandter Engel. Wenn es der Franze nicht weiß, dann weiß es keiner! Soviel stand für den Sepel fest, und der Waldhüter weiß in allen Dingen Rat, denn der Franze ist ein heller Kopf, ein belesener Mensch, ganz ohne

Zweifel, hat in seinen jungen Jahren ja gar einmal eine Zeitlang studiert, sollte Geistlicher werden, ist aber niemals gesalbt worden und dennoch mit allen Salben geschmiert gewesen.

„Grüß Gott, Franze!“

„Grüß Gott, Sepel!“

Sie kannten ja wohl einer den andern, und der Waldhüter setzte sich dem Bauern gegenüber.

„Du, Franze,“ sprach der Sepel vertraulich und hielt dem andern die Zeitung hin; „meine Augen seint schon schwach, — geh, mogst du nix schaugn, was afn Klognsfurtner Markt für ane Preise seint? . . .“

Der Waldhüter griff bereitwillig nach der Zeitung. „Gib lei her,“ sagte er, „wern mer lei schwind schaugn . . . Alstern: Roggen achte



„Was? Gulden?“ Der Sepel machte seinen Hals länger.

achtedreißig — Was siebene vierzwanz'g — Hafer fünfe achtefuchzig — Brein sechzehne — Mais achte zwanzig . . .“

„Was? Gulden?“ Der Sepel machte seinen Hals länger.

„Acht Gulden zwanz'g Kreuzer,“ las der Waldhüter nochmals deutlich heraus. „Da steht's!“

„Wann es dort steht, werd's schon stimmen,“ entschuldigte das Bäuerle die Unterbrechung. „Aber du: wia werd verkaaft — Maß oder G'wicht?“

„Wia verkaaft werd? . . . Wern mer lei schwind schaugn . . . Alstern . . . aha — verkaaft werd per hundert Kilogramm . . .“

„Ah — verfluacht!“ rutschte es dem Sepel heraus. Und ein wenig verdrossen ließ er sich auf seinen Sitz nieder. „Teufel — das is viel!“

„Was is viel — der Preis?“  
„Geld is es nix z'viel,“ bedauerte der Sepele.  
„Hundert Kilo seint halt viel!“

„Seint zwaa Zentn' . . .“  
„Eben derwegen,“ meinte der Sepele und fragte sich hinterm Ohr. „Soviel werd' i kaam z'samm' bringen . . .“

Der Waldhüter wunderte sich: „Hast denn was zan verkaafen, du? Wächst ja eh lei nix af deiner Leit'n hinten!“

„Wohl — sege schon — host eh lei recht. Roggen hon i koan; Hobern aa nix; Brein hon i nia koan g'hobb . . .“

Und nun rückte der Sepele dem Waldhüter ein wenig näher.

„Aber — du, Franze,“ sagte er vertraulich, „du werst es wissen — sog m'r amol: za wos epan brauchen see z' Klognsfurt ane Mäuf' . . . haa?“

Der Franze hielt eben sein Glas in der Hand; er setzte es an und trank es leer und wischte sich nachher ein wenig umständlich den struppigen Schnauzbart und dachte sich: „Was? Mäuf'? . . .“  
„Was see ane Mäuf' brauchen — manst? . . .“  
Ja, nou, za was denn epan sunsta, wia zan essen!“  
Der Sepele spuckte unter den Tisch.

„So ane Schwein!“ meinte er verächtlich.  
„Wiafo?“ hielt sich der Waldhüter auf. „Hast g'wiß nia noch ane gegessen?“

„Mecht aa koane — pui Teuf!“  
„Nou, mein Liaber — sege derfst wieder nit verreden! In Kriagszeiten hamt see gar die Katzen gegessen, und die seint noch damisch teuer g'west . . .“

„Sege hon i wohl amol verzähl'n g'hört,“ mußte der Sepele bestätigen.

„Nou siagt! Der Hunger tuat halt weh . . . Und a Maus is mir decht mein Lebta no liaber wiar a Katz, so a schiages Quader erst . . .“

Der Paulewirt, der dem Waldhüter das Glas gefüllt, wußte zu sagen, daß „gebochene Mäuf' nix übel sollen schmecken“.

Doch der Sepele blieb dabei: „I mecht koane — i nit, i!“

„Das macht aa gar nix,“ beruhigte ihn der Waldhüter. „Die Gufsti und die Watschen seint verschieden. Die Hauptfah' is, daß see die Stadtleut' mög'n tan . . . fröhler amal hätt' dir kan Mensch an Kreuzer geb'n für a Maus . . .“

„I gaab dir heint aa koan dafür . . . Wieviel hast g'logg, Franze, daß see geb'n?“

„Achte zwanzig . . . Is a scheans Geld, wennit es betrachtest . . . Seint wohl a scheans Tschipele Mäuf' aa . . . Aber 's Geld is nix zan verachten . . . Müassent ja a nix grad hundert Kilo sein. Sag'n mer: 's Kilo acht Kreuzer — is schon was, wenn du zwanz'g, dreiß'g Kilo haben tuast! . . .“

„Die bring' i z'samm,“ versicherte der Sepele zuversichtlich. „Wohl, wohl — soviele schon.“

Und see waarn guat weg, die Quader; hamb m'r im vergangen' Winter eh lei den ganzen Türken\*) g'fressen.“

„Alstern!“ schürte der Franze, „nacher wernt see ja fein g'mästet sein . . . Muast lei schwind dazua'schaug'n!“

„Werd lebendes G'wicht sein — gel du?“

„Lebendes G'wicht — wohl, wohl — müassent ja ganz frisch sein!“ erklärte ganz ernsthaft der Schelm. Der Paulewirt mußte indes beiseite schmunzeln.

Das einfältige Bäuerle aus dem Waldgraben heraus tat in dieser Sache noch manch ernsthafte Frage und der Waldhüter-Franze war gefällig genug, dem Sepele alles Wissenswerte ebenso ernsthaft zu beantworten.

„Und af die Östern iaka,“ stachelte der Franze noch, „werd mangari a damisch G'riß sein um die Mäuf' — muast schaugn, daß see bald einbringen tuast af Klognsfurt.“

„Werd' wohl, werd' wohl,“ erklärte der Sepele eifrig. Und, als könnte er schon etwas versäumen, beglich er seine Zehne. Im Aufstehen knöpfelte er sich seinen bockigen Lodenjanker zu, ergriff seinen großen Palmbusch und mit einem treuherzigen „Fiat Gott, Franze“ und „Fiat Gott, Wirt“ ging er davon.

„Werst segn, Franze,“ lachte hintennach der Paulewirt, „der fangt seine Mäuf' z'samm' . . .“

„Werd iahm nix schad'n,“ meinte der Waldhüter. „Und wenn er see alle fein z'samm' fangt und fortiefert, das werd iahm a Nutz'n sein.“

\* \* \*

Am diesem Palmsonntag ging der Sepelebauer den ganzen Nachmittag bei seinen im Berg verstreuten Nachbarn umher.

„Schiach is heuer, schiach!“ beteuerte er überall. „Die Mäuf' fressent mi mit Haut und Haar!“

In Unbetracht dieser unerfreulichen Aussicht für des Bäuerles Zukunft waren die Nachbarn schon so gut, dem Sepelebauern ihre verfügbaren Mausfallen zu leihen.

Und die nächsten Tage dann roch es in der Sepelebauernkeusche hauptsächlich nur mehr nach brenzelliger Brotkrinde und dito Speckschwarte. Und dem Bauern und seiner Frau wuchsen von Tag zu Tag mehr und mehr die Grausbirnen über das ungeheuerliche Ergebnis des großen Mäusefanges.

Mit Schaudern sagte der Sepele: „Mei Liabe, die hätt'n uns g'fressen!“

Und sein Weib schlug die langen, dünnen Hände über dem Kopf zusammen und rief entsetzt: „O Maria, o Maria! Jaka glaab' i's: die

\*) Der Sepelebauer hatte keine Ahnung davon, daß die Feldfrucht, die in Kärnten allgemein „Türken“ genannt wird, sonderbarerweise auch noch Mais (Kukuruz) heißt; daher sein Mißverstehen zwischen Mais und Mäuf'.

Quadern hamb uns arm g'fressen . . . O Maria! So a Kotter Mäuf'!"

Und als am Gründonnerstag — vor Tagesanbruch schon — der Sepelebauer mit seiner Frau das Mostfassel, das für den Mäufetransport herhalten mußte, auf den Wagen hob, war er wohl besorgt darum, „ob nit anige hin sein wernt,“ „denn“ — meinte er — „da drein geht's schiach um!“

In Klagenfurt tat der Sepelebauer so, wie der Waldhüter-Franze ihm angeraten. Mit seinem Wagen fuhr er auf den Alten Platz, wo schon einige Bauerngefährte standen, auf denen gleichfalls faßähnliche Behälter lagen.

„Bin schon z'recht,“ dachte sich der Sepele ahnungslos und war sehr froh darüber. Seinem müden Dechlein, das sich gleich behaglich zu Boden sinken ließ, legte er das Heubündelchen vor, er selber aber hockte sich auf das Wäglein und ließ seine kurzen Beine mit der mehrfach aufgekrempten Hose und den tüchtigen Stiefeln über die Wagenleiter baumeln.

So hartete er in Geduld des Kommenden. Sein einfältiges Verglergesicht hat auch bald die Aufmerksamkeit eines alten, gemüthlichen Herrn erregt, der an das Bäuerle die Frage richtete: „Nou, Botale, was ham Sie denn für ane Fisch'?"

Weil der Sepelebauer nicht recht verstanden zu haben glaubte, fragte er seinerseits, indem er seinen Kopf vorneigte: „Haa? Wia moanen S'?"

„Was Sie für ane Fisch' ham?"

„Ah so — Fisch' . . .“

„Ham Sie kaue Forell'n?"

„Ah naa,“ sagte der Bauer ein bißchen verdrossen und beutelte mit dem Kopf. „Forell'n hon i koane.“

„Ah nit? Ham Sie nachert an Most?"

„Wohl, wohl — Most hamer schon — weanig, weanig halt — nix viel worn fert'n.“\*)

Der alte Herr hat dem Bäuerle mitleidig zugewinkt und ist langsam, wie er gekommen, seines Weges gegangen. Was da in diesem Fasse war, blieb ihm ein Geheimnis.

Eine Köchin, die sich von des Sepelebauern Einfaltsgesicht angezogen fühlte und sich davon wahrscheinlich einen vorteilhaften Kauf erhoffte, kam dem Geheimnisse — freilich durch ihre Schuld — auch nicht näher.

Zwischen ihr und dem Bäuerle kam es zu folgendem Zwiegespräch: „Wia geb'n Sie denn die Fisch'?" fragte sie so selbstlicher, als ob's überhaupt nichts anderes geben könnte als Fische. Der Sepele stutzte. Und dann brummte er: „Was see lei alle mit die Fisch' hamt! . . . Wo soll denn i in Berg Fisch' hernehmen?!"

\*) fert'n = vergangenes Jahr.

„Na, was ham S' denn nachert da drin?“ kicherte etwas belustigt das Frauenzimmer.

„Mäuf' — Mäuf' hon i drein . . .“

Jetzt hatte er sich's mit der Köchin vertan.

„Schau,“ sagte sie spitzig, „so a Mandle mücht' ein' aa noch foppen!“



Bald umstanden Sepeles Fuhrwerk eine Menge Leute.

Dem verblüfften Bäuerle warf sie noch einen unfreundlichen Blick zu und ging zu einem andern Wagen.

„D'ös müast's jo damisch sein!“ grollte der Sepele. „Der ane will Forell'n ham und an Most — die mecht aa wieder ane Fisch' . . . D'ös Stadtdockern ü'branond!“

In seiner Unkenntnis der Sache hatte der Sepelebauer keine Ahnung, daß die Stadtleute gewohnt waren, auf diesem Platze Fische zu kaufen. Und die zwei Fischkundschaften hielt er für nicht recht gescheit.

Weil der Sepelebauer, dem schon bange wurde um das Wohlergehen seiner Mäuse, sintonmalen sie im Faß verzweifelt rumorten, die Vorübergehenden mit den Worten ansprach: „Nix kaafen? Ane Mäuf' hon i da!“ — konnte sich die Sache nimmer länger halten.

Bald umstanden Sepeles Fuhrwerk eine Menge Leute, und aus der Menge heraus war immer dasselbe, nur in verschiedenen Variationen zu hören: „Was hat er? — Ane Mäuf' hat er. — Was will denn der mit seine Mäuf'? — Verkaafen will er sie. — Der is wohl nix recht ban Kopf! Was brauch' ma denn mir ane Mäuf'? — A Fassel voll hat er, sagt er. — Um Gottes will'n, wann iahm die auskommen! — Was uns die Gscherten noch alles in die Stadt bringen! — Der Häscher is ja damisch — geht's bringt's iahm ins Jrr'nhaus!“

Der Sepelebauer, dem in diesem für ihn unerklärlichen Wirrwar beinahe Hören und Sehen verging, hätte trotzdem bald ein Geschäft ge-

macht. Ein kleines Büblein, das gewaltig an seiner Mutter Kittelsalte zerrte, tschenste in einem fort: „Muatta, kaaf mir a Maus — Muatta, kaaf mir ane!“

Aber auch damit ward es nichts, denn plötzlich hat sich die Obrigkeit in Gestalt zweier Stadtwächter eingemischt und das Bäuerle zu seiner nicht geringen Verwunderung aufgefordert, seine Mänse an die Glan zu fahren und sie dort zu ertränken. Und einige Stimmen aus der Menge heraus wünschten überdies, daß der Bauer wegen Tierquälerei eingesperrt werden solle.

Ueber diese unerwartete Wendung wurde der Sepelebauer nun doch fuchtig, und trutzig schleuderte er ihnen die Worte hin: „D'ös damische Dockern! W'rum druckt 's d'ös nachert in die Zeitung, daß die Mänse acht Gulden zwanzig Kreuzer kosten — haa? — wie denn d'ös nachert? Glaabt's d'ös, i loß mi foppen von enk?! . . .“

Diese Rechtfertigung, aus der keiner Klüger wurde — im Gegenteil —, half dem Sepele nichts.

Auf der Stadtwache ging man spaßeshalber der Sache auf den Grund. Man schaffte auch eine Zeitung mit dem ominösen Marktausweis herbei, denn man wollte den Verdacht der Fopperei auf den Stadtleuten nicht sitzen lassen. Als der Sepele triumphierend mit dem Finger auf jene Stelle des Zeitungsblattes tippte, wo es hieß: Mais acht Gulden zwanzig Kreuzer, und dabei ausrief: „Da steht's! Da schauht's her, wenn d'ös nix glaabt's!“ — Da war das Rätsel gelöst. Und sie ließen das Bäuerle mit dem entleerten Mostfassel ziehen.

Ueber das in Grund und Boden fehlgeschlagene Geschäft blieb dem Sepelebauern aber doch ein Trost: „Weg seint see guat, die Luadern,“ jagte er, und ein wenig grimmig knurrte er dazu: „So a Fallot, der Franze — so a Erzfallot!“

Dies Geschichtlein hat mir vor etlichen Jahren beim Straßenvirt an der Glan der Waldhüter-Franze selber erzählt und ich bin nun hergegangen und hab' die Schnurre aufgeschrieben, indem ich hoffen will, daß mich dieser alte Spaßvogel nicht etwa auch hineingelegt hat.

### Omar Mustafa.

Eine Geschichte aus Kleinasien von A. Theinert.

Der lange, heiße Junitag geht dem Ende zu; die Verhandlungen gegen Omar Mustafa kommen zum Abschluß. Die einvernommenen Zeugen: Kurden und Yurufs aus dem Taurusgebirge mit stechenden, Falschheit und Grausamkeit verratenden Augen; turkomenische Weiber, denen jede Aussage Silbe um Silbe abgerungen werden mußte; geschwähzige Armenier und listige, schlaue Griechen, dürfen abtreten. Die schweiß-

triefenden Gesichter der im Hintergrunde der Halle zusammengedrängten Menge beleben sich, schäbig uniformierte Zapties treten dicht an Omar heran; mit einem selbstgefälligen Lächeln auf den Lippen mustert der armenische Gerichtsschreiber von seinem erhöhten Sitze aus die buntscheckige Versammlung, in der erwartungsvolles Schweigen herrscht.

Mit Einflechtung von Koransprüchen und rhetorischen Arabesken verkündet der graubärtige Kadi das Urteil: „Lebenslängliche Zwangsarbeit!“

Eine Weile hatten Omars Blicke auf der zum Verlassen des Gerichtslokales sich anschickenden Weibergruppe, die Alte aber, die er mit den Augen gesucht hat, schaut nicht auf; den Paschmak fester um den Kopf ziehend, schreitet sie mit den andern Frauen durch die Hauptpforte ins Freie, während die Polizeisoldaten den Verurteilten durch eine Seitentüre abführen.

Acht Jahre hindurch hat Omar Mustafa sein Anwesen getrieben in Karamanien, ist er ein Schrecken gewesen für reisende Kaufleute und für die Post- und Steuerbeamten des Sultans. Fabelhafte Geschichten erzählt man sich im Volke von seiner Bärenstärke und Tollkühnheit. Hat nicht er und seine Bande einmal am hellen, heitern Tage den frühern Kadi von Seleskeh dicht vor der Stadt gefangenengenommen, in die Berge geschleppt, ihn dort mit Petroleum übergossen, mit brennenden Fackeln umtanzt und schließlich ein Lösegeld von fünfhundert türkischen Pfunden erpreßt. Haben nicht alle, die mit Ordnung und Gesetz in Konflikt geraten waren, bei Omar jederzeit Aufnahme und Schutz gefunden.

Jetzt ist's vorbei mit der wilden Freiheit; als der Bandit das Gerichtsgebäude verläßt, tragen seine Gesichtszüge den Stempel stumpfer Resignation.

Vier Zapties nehmen Omar in ihre Mitte, ihn zunächst nach dem eine halbe Stunde vom Gericht entfernten Bezirksgefängnis zurückzubringen. Dort soll er über Nacht bleiben und am nächsten Tage nach Konijah, der Hauptstadt des Vilajets, eingeliefert werden. Ihn zu fesseln hat man für unnötig erachtet, oder man hat's im gewohnten türkischen Schlandrian vergessen. Wie sollte er auch einen Fluchtversuch machen, wissend, daß bei einem solchen seine Wächter ihn ohne weiteres niederschließen würden!

Gefolgt von einem Volkshaufen erreicht der Gefangenentransport die bei Seleskeh den Kalkadnos überspannende Brücke, zwischen deren verwitterten Mauerpfeilern wirbelnd und schäumend die Wasser des Flusses sich durchzwängen, in dem, nicht weit von dieser Stelle, einst Kaiser Barbarossa ertrunken ist.

An der Brücke kehrt das Gros des Straßenvöbels um, nur etwa ein Duzend Bummler